

Alle Texte in reiner Textform:

1)

Unter der Burg im Tal am Fluss am Tag nach der Nacht nach dem Tag am Fluss im Tal unter der Burg

Ein randvoller Körper schwebt federleicht

während schamlos ein Tag dem Tag dem Tag dem Andern gleicht. am gläsernen Fluss, ein Tal das murmelt, ein Ufer das gluckt,

den Wald verschluckend, vom Wald geschluckt.

Mondschaten am Boden, in Lichtsplittern stirnt der Wald,

An der Burg verdampft der Sommer, lange Tage werden alt.

Wie die Nacht in eine Senke fällt, so der Morgen graut,

so sich Schatten ducken auf der rauen Haut;

so sich echte Stunden unter Träume mischen -

Einsamkeit mäandert im Tal *Dazwischen*

Große Atemzüge und stetige Schritte -

Bin mein weitestes Außen *und* meine Lebensmitte.

2)

Sommertage im Tal

Ich gehe durch das Tal.

Und ich bin allein.

Ich bin zufrieden.

Und ich fühle mich frei.

Es ist Sommer.

Und alle Tage sind gleich.

Die Sonne geht unter.

Ich gehe rein.

Jetzt ist Nacht:

Der Mond scheint auf die Wiese.

Der Mond scheint auf die Felsen.

Der Mond scheint durch mein Fenster.

Ich schlafe **nicht**.

Weil ich nachdenke.

Die Sonne geht auf:

Alles ist noch blau.

Die Vögel wachen auf.

Die Sonne scheint auf die Wiese.

Die Sonne scheint auf die Felsen.

Die Sonne scheint durch mein Fenster.

Ich denke **nicht** nach.

Und ich gehe raus.

Ich gehe durch das Tal.

Und ich bin allein.

Ich bin zufrieden.

Und ich fühle mich frei.

Es ist Sommer.

Und alle Tage sind gleich.

3)

Spinnennetz

Eine Stelle auf der Planetenhaut. Hier, in einer Einbuchtung in Stein, mit der Thaya, den Wiesen, den Buchen und Eichen, kleinen Fichten und trotzigem Lärchen, spinnt die Spinne ein Netz, quer über den Weg, der heute noch nicht begangen wurde. Die sonnenbelegten Glitzersteine aus Tauwasser und Spinnengarn fangen unerbarmlich die Augen aller Fliegen ein. Nur die Gelsen scheint es nicht zu stören.

Solang die Sonne ihren Bogen spannt, der Tag und Nacht besiegelt, ziehen sie vom kühlen Fluss den Hang hinauf. Was treiben die da eigentlich? Wenn sie grad nichts zu beißen finden, womit verbringen sie wohl ihre Nachmittage?

4)

Spinnennetz II

Im Tal ist ein Wald.

Und im Wald lebt eine Spinne.

Ihr Spinnennetz hängt über den Weg.

Heute ist noch früh.

Der Tau glitzert im Netz.

Die Spinne fängt viele Fliegen.

Aber die Gelsen sind schnell.

Die Spinne fängt **keine** Gelsen.

Die Spinne denkt:

Was machen die Gelsen den ganzen Tag?

5)

Zwischen Außen und Innen

*There's a crack, a crack in everything
That's how the light gets in. (Leonhard Cohen)*

Mein Körper bildet einen organischen Schatten zwischen Außen und Innen.

Du sagst, ich existiere, dann ist das so. Anblick. Name. Ruf. Materie. Taten. Berührung. Perception. Widerspruch.

Es ist mir gar nicht wirklich aufgefallen, bis der Kontrast meinen Kopf zwischen seine Pranken nahm und um 180 Grad nach hinten verrenkte und ich sah, dass mein Schatten weg war! Ich war gerade über die Hälfte der Brücke hinweg, als ich es bemerkt hatte, und als ich ein wenig umher sah, entdeckte ich, dass der Baum, an dessen Ästen die Thaya zog, meinen Schatten zwischen seinen Zweigen hielt. "Vorsprung."

Ich gehe weiter. Mein Körper trägt nun nur mein Inneres und schlurft über die Feldwege entlang der riesen Bachblätter und durch Wald mit seinen dünnen hohen Stämmen, Farnen und Vogelschreien.

Wo ist er, der sonst so laute Individualismus, hier, wo ein Mensch doch nichts als einzeln ist? Funktioniert er womöglich doch nur im sozialen Kontext?

Immer weiter wandere ich die Wanderkarte ab - verfolge mich selbst auf dem zerknickten Stück Papier, das ich zwischen meinen Händen halte - Und mit jedem Schritt entrücke ich das Sein vom Sein-Müssen.

Imperfektion und Perfektion sind fremde Konzepte in einer von Innen nach Außen verlagerten Weltempfindung. Etwas, das nur an einem sicheren Ort versucht werden kann.

Die Natur-Beziehung, die ich immer gehofft hatte selbstverständlich in mir zu tragen, kann zaghaft aus ihren Ritzen klettern. Heute wird nur gefühlt und taggeträumt.

Und was fühle ich? Vorsicht und ein bisschen Angst. Ungewissheit und Neugierde. Manchmal muss ich stehen bleiben, weil Bewunderung mich übermannt und die Blicke Rotationen fahren. Die Baumkronen, die Windspiele, die Ameisen, die vermeintlichen Wildschweingeräusche (die wahrscheinlich keine sind), die Eidechsen. Die Nattern habens mir ganz besonders angetan.

Ich verlasse den Park nach einigen Höhenmetern und Stunden und finde mich, als Körper, der seine Aufgabe, sein Alter und seinen Anlaut vergessen hat, in einem Dorf wieder.

Es ist Sommer und die Radfahrer kehren bei Lokalen ein. Nichts dabei, ich zische vorbei. Doch als die Männer in ihren verschwitzten Leggings über ihre Biere hinwegkommentieren und pfeifen trifft es mich, als hätten sie mich mit Dingen beworfen. Mein Kopf rauscht.

Und im Augenwinkel erspähe ich schon, wie etwas dunkles um die Ecke huscht, wie verdünnter Teer zwischen den weißen Plastikstühlen hindurchfließt, Substanz, die mich aufsucht, als wäre ich ein Schlucklock und sich schließlich an mir zu einem Schatten akkumuliert. Mein Schatten, mein.

Die Trennung, die mein Inneres in den Hintergrund schiebt und mich an das erinnert, was ich im Außen bin.

Ich hinterlasse den Männern einen Mittelfinger und verziehe mich in den Wald. Alles auf Anfang.

Perception ist wohl das, was uns über uns selbst entgegen gebracht wird. Und die Natur kann ein sicheres Gegengewicht sein, für Abgrenzung, für intimes Ich-Bewusstsein, für Wenigkeit - ein Zuhause für das Unantastbare.

6)

Turgor

Das Tal *Dazwischen* ist ein Raum, in dem ein Körper nur ein Raum sein muss. Keine Darstellung, kein Gegenüber - Und man singular sein kann, die Teilidentitäten, die sich nur innerlich abspielen, sein darf. Kindlich, erwachsen, ruhig, zappelig - Kein Geschlecht, keine Altersgruppe, keine ökonomische Klasse.

Ich sitze im Tal, Mensch, mittelgroß, zwischen langen Halmen. Grillen zirpen, ein bisschen weiter weg, fällt irgendwas ins Wasser. Ein Zapfen vielleicht? Oder ein Kobold? Die Fliege klettert ziellos auf meinem Oberschenkel auf und ab und ich lasse sie. Ob sie skeptisch ist?

Mein Gedanke gleitet zurück in die Gegenwart. Schottentor, grüne Ampel.

Wenn das Innere im Inneren bleiben muss, im Alltag, im Funktionieren, im Rhythmus, wächst der Turgor, der osmotische Druck. Eine gigantische Emotion, eine aufgequollene Vakuole quetscht in mir an allen Enden. Sie kann ihre Flüssigkeit nicht ausstoßen; drückt auf meine Augen, die zucken dann, drückt auf meinen Magen, der dreht sich dann, drückt auf meinen Hals,

der presst dann die Luft rauf und runter wie ein Luftdruck-Rohr, drückt auf meine Beine, die werden schwerer und schwerer und schwerer.

Ich hiefe meinen Körper, hiefe die Vakuole, in einen Park und stehe, weil nichts mehr geht. Meine Arme erschlaffen, dehnen sich, werden länger und länger, ausgezogen wie Kaugummi, bis die Finger Boden berühren und immer weiter - in die Erde graben sie sich.

Der Kopf dreht sich hinten über, wird über den Rücken zu Boden gezogen. Die zertretene Wiese wird sobald ich sie berühre wie aufgeweichtes Brot, gibt nach, sie lässt sich öffnen; und ich schlüpfe durch das Loch, dass sich genau an meinen Körper anpasst. Das Becken biegt sich mühelos nach hinten durch, die Knochenstruktur scheint eine andere zu werden. Ich denke nicht nach, lege meine Beine etwas näher aneinander und sie wachsen zusammen. Rotäugig und lang, sehr lang, gleitet alles von mir rückwärts in die Erde.

Ich lasse zu, die Turgor in mir langgezogen, lang wie mein Körper - und rasend schnell, stiller Kopf, fühle ich die wechselhaften Erdstrukturen an meiner Hülle kratzen und entlangschmieren. Ich rieche Gerüche, die ich noch nicht kenne - ich nehme alles auf.

Gleite durch die Erde, bis ich mich nach Sonne sehne, bis ich einen Wunsch fühlen kann.

Ich tauche auf: Blätter in meinem Gesicht, schüttele sie ab. Steine, Moos, die Sonne glitzert verlockend auf Wasser und Granit. Ich sichere mir einen Platz am Fluss.

Das Bedürfnis mich selbst zu umarmen keimt in mir auf und ich rolle meinen ganzen langen Körper um mich, rolle mich in mir ein. Und wie ich hier so liege, in der Sonne und in mir selbst, lässt der Turgor nach, bricht die Vakuole auf und all das Wasser verteilt sich, breitet sich aus, in mir. Und als mein Körper voll ist, dringt das Wasser aus allen Poren, aus den Augen, aus dem Mund. Ich zerfließe völlig und um atmen zu können, öffnet sich die Haut an den Stellen, an denen die Lungen liegen, bildet flache Fächer und mein leergeweinter Körper rutscht von den moosigen Steinen, fällt und fällt, ins Wasser, das sich süß und dämpfend um mich schließt.

Alles worauf ich mich jetzt konzentriere ist, wie sich das anfühlt.

Ich treibe eine Weile in der Strömung, dann versuche ich gegen den Strom flussaufwärts zu tauchen, versuche mich in den Bewegungen, die ich machen muss - Es funktioniert noch nicht so gut, ehe sich meine Beinmuskeln neu formieren und die Füße und Hände flacher und breiter nach außen wachsen. Jetzt biege ich mich und drehe mich und tänzle - und auf einmal kann ich es. Eine ganze Weile freue ich mich daran, wie es sich anfühlt, schwimme entgegen der Strömung, wende und lass mich fortspülen, sauge mich fest am Wasser, das man eigentlich nicht halten kann. Und dann kommt mir in den Sinn zu springen. Ich spanne die Muskeln an und durchbreche ein paar Mal ungalant die Wasseroberfläche. Tage scheinen zu vergehen. Meine Augen rutschen mir auf die Wangen, rutschen an die Stellen, an denen eigentlich die Ohren waren.

Und ich springe und springe, immer wieder, bis irgendwann der Fall ausbleibt und ich einfach weiterfliege. Im Slalom durch die schmale Au, entlang der Mahd, entlang der Buchen.

Und während ich gleite und die Fliegen und Libellen einhole, wachsen, als würde der Wind an ihnen ziehen, meine Schuppen zu Federn aus.

Schließlich lass ich mich an der Mündung nieder, an der der Kajabach mit der Thaya verschmilzt, im Baumschatten, zwischen Kies und mit täuschend echt stehend wirkendem Wasser gefüllten Kuhlen - einem lebendigen kleinen Versteck.

Ich schließe die Augen und eine kleine Ewigkeit ist alles bloß Atmen und selbst eines der vielen unaufdringlichen Geräusche zu sein.

Dann öffne ich die Augen, und tatsächlich, sie sind wieder nach vorne gerichtet. Ich sitze noch eine ganze Weile, während die Federn von mir abfallen und meine Knochen in die ursprüngliche Form zurückwachsen und fühle mich leicht, des Denkens entwöhnt.

Und dann fällt mir irgendwann doch ein, dass ich ja Termine habe und die Wäsche aufhängen muss. Ich bin zwar nackt und mitten im Thayatal und ich weiß auch nicht, wie viel Zeit vergangen ist, aber.

Die Vakuole ist nur noch erbsengroß.

Ich schnappe mir einen dünnen Zweig, ein paar Halme, irgendwas, ich merk mir die komplizierten Namen nicht, und binde meine Federn als behelfsmäßige Kleidung zusammen. Dann mache ich mich seufzend auf den Weg, zurück in die Stadt.

7)

Aenigma der Aeskulapkatzen

Als ich in Hardegg war, fand ich in meinem Ferienhaus ein undatiertes Tagebuch in dem nur ein Eintrag stand. Darin las ich:

Ich kann nicht schlafen in dieser kleinen Stadt unter der Burg, die irgendwie deplatziert wirkt, in ihrer Masse und Unzugänglichkeit. Ich kann nicht schlafen, weil sich Naturgeister und Zauberwesen und Schattengeräusche in meinem Kopf versammeln und mir real vorkommen. Ich komm mir blöd vor, oder kindisch, aber abschütteln kann ich es dennoch nicht. Darum verbring ich die Nächte damit, wach zu sein und den Morgen damit, aufzuatmen.

Ich träume nicht mehr, anstatt dessen setzt mir dieser Ort Geschichten in den Kopf, Tagträume, die sich irgendwie echt anfühlen. Und ich geb dem nach - Was kostet mich heute ein klarer Kopf?

Vielleicht liegt es daran, dass hier ein Ort ist, der noch sein darf, wie er wächst und wie es ihm gerade passt.

Ich nenne es still bei mir das Tal *Dazwischen* weil es einen Raum an der Grenze aufmacht.

Als Niemandsland, einem unrasierten, liegen gelassenen Wald, im kalten Krieg, einem traurigen Zeitzeugen von gegenseitiger menschlicher Demütigung, entsprangen ihm gemischte Vegetation und bildeten sich in ihm kleine Heimaten für anderorts zurückgedrängte Tiere - wie an einer Naht, die an zwei Ufern zieht, dem der Thaya und dem der Dyje.

Und wenn man weiter zurückblickt, liegt hier ein Reich durch dessen Wälder immer wechselnde Sprachen schallten, mit verwunschenen Burgen und verschlafenen Dörfern.

Ich nenne es auch das Tal Dazwischen, weil es eine Enklave bildet, inmitten von Strukturen und menschlichem Lebensraum, eine Enklave, indem der Rythmus eigenwillig schlägt, indem die Tiere nicht zurückweichen, indem nichts "mit der Zeit gehen" muss.

Im Tal Dazwischen geht die Sonne mancher Tags zwei Mal unter, davon bin ich mittlerweile überzeugt. Und abends streifen Schatten über die Einsiedlerwiese, die nie den Boden berühren.

Es ist ein magischer Ort und ich war erst geschockt, doch langsam lerne ich mich einzufügen.

Zum Beispiel saß ich lange an dem Platz, an dem die Thaya das letzte Stück Hardegg aufsammelt und wartete auf den Wassergeist. Drei Mal wartete ich, dann schoben sich stechende Augen aus dem Fluss.

Ich wusste nicht so genau was ich tun sollte, bin etwas unbeholfen mit Zauberwesen, ist neu für mich. Ich hab auch weder Fragen, noch Unzufriedenheiten dieser Tage. Also schauten wir uns einfach an. Irgendwann zwinkerte ich - Die Augen zwinkerten zurück. Dann zwinkerte ich mit dem anderen Auge. Das Augenpaar zwinkerte wieder zurück. Dann tauchte es blubbernd wieder ab. Mehr passierte nicht, doch es gab mir zu Denken.

Ich bin mir auch sicher, dass in der Burg Hardegg nachts Vampire herumlungern, Kerzen anzünden und sie ans Fenster stellen. Vielleicht sind die Stadtbewohner daran gewöhnt, ich jedenfalls bekam einen kleinen Kollaps als mir der Schein das erste Mal ins Auge fiel.

Bis zur letzten Nacht warte ich nun mit einem Kruzifix unterm Kopfkissen auf einen unangekündigten Besuch (oder hoffte auf eine Einladung).

Und es geht noch weiter: Auf der Burgruine Kaja begegnete mir ein Eidechsen-reitendes kleines Feenwesen, das sich meiner Neugier erbarmte und sich als Kaja vorstellte. Sie wachen über die Burg schon seit geraumer Zeit, erklärten sie mir. Zeigten mir einen Wildbienen-Stock am Burgeingang.

Ich wollte das Summen aufnehmen, aber das Aufnahmegerät gab leider sein Schlechtestes.

Gestern ging ich an der Thaya entlang, von der Wiese nach dem Ochsengraben Richtung Umlaufberg, entlang sehr eng aneinander gelegener Felsen zwischen denen ein schmaler, unebener Weg hindurch führt. An

manchen Stellen legte ich die Hand an den Felsen, um besser voran zu kommen. Auf einmal fauchte mich etwas von der Seite an, mein Herz hämmerte sofort wie ein Schlaghammer gegen meine Rippen - ich drehte mich herum, um die Quelle des Fauchens ausfindig zu machen und ich könnte schwören, dass ich da ein Wesen erkannte, mit Schlangenkörper und Katzenkopf! Ich weiß nicht wie das zustande kam, vielleicht hatte eine Schlange eine Wildkatze geschluckt und war mit ihr verwachsen? Wie man das wohl nennen würde, Aeskulapkatze? Es gibt mittlerweile nichts mehr, an das ich nicht glaube - Wer weiß schon wozu unberührte Natur im Stande ist.

Ich finde keinen Schlaf im Tal Dazwischen. Sehe überall Geisterwesen und höre Geflüster. Aber es macht mir nichts. Ich finde einen neuen Takt und rutsche täglich etwas näher an mich selbst heran. Finde in der ungewöhnlichen, natürlichen Ordnung hier eine neue innere Ordnung, einen Einklang.

Die verschlungenen Wege und die verschlungene Thaya, die schwankenden Wiesen zwischen schwankenden Waldkränzen saugen mich auf.

Ein klitzekleiner Mensch bin ich, während ich von der Warte bis nach Čížov stapfe und immer wieder stehen bleibe, weil ein dicker Käfer den Weg passiert.

8)

Eidechsen/Salamandermann

“Klimatische Grenze” quietscht er mich an
der Eidechsen(slash)salamandermann.

“Und das hier,” er fiebt zwar, doch ich hör ihn passabel
“ist der gemeine Wiesenstorchenschnabel”.

Er zeigt mir die Aussicht, geheit mich zu lauschen
auf die Meisengespräche und das Wiesenrauschen.

“Eine seltsame Führung” - ich schau mich um
und schmunzle “wie passend, sum summarum”
ist so ein mystischer Ort und wie er entstand
traurige Schlingen, Niemandland,
jetzt anarchische Bäume, eine bucklige Nische.
schlafende Schwäne, springende Fische.

“Hier am Obelisk” - Salamandermann spricht
“sitz ich gern, wenn die Sonne bricht”
Dunkelorange und grüner Abendwind.
Gelse greift an, Gelse gewinnt.

“Na?” - Salamander, jetzt leiser und warm,
schnappt sich die Gelse von meinem Arm.
Ich nicke und weiß: “Hab mich nie so gefühlt;
noch nie so tief in Geglaubtem gewühlt.”

“Ist so ein mystischer Ort.” - wiederholter Gedanke
Er bringt mich zur Brücke, ich bedanke mich lange.

9)

Gedanken an der Thaya

“...das gespitzte auge sucht nach stadtbiotopen und findet jedes jahr aufs neue die erste amsel. in der rotkiefer am rand eines alten lebens. heute auf dem dach neben der wetterfahne. denn der februar bringt mir jahr um jahr die amseln wieder. bringt mit ihnen sonnenuntergänge, die zu milden winden lange schatten über die gehsteige des heimwegs ziehen. sind dies vielleicht kleinigkeiten, doch genügen sie manchmal, um eine lebensessenz zu malen, genügen, um an sich festhalten zu lassen...”

Meine Beziehung zur Natur war schon eine ganze Weile eine aufgetrennte Woldecke mit willkürlichen Fäden, die ich in einzelnen Momenten zu greifen bekam.

Sie findet sich noch am ehesten in meinen Texten wieder, oft trägt sie ein Gesicht der Sehnsucht, manchmal einer Geschichte, meistens einer Landschaftsbeschreibung.

Wenn ich heute im Thayatal daran denke, was es für mich einerseits gebraucht hat und mir weitererseits gegeben hat, meine Beziehung zur Natur für eine kleine Weile in meine Lebensmitte zu stellen, werde ich nachdenklich. Denn gekostet hat es Zeit, Freiheit und Möglichkeit. Körperliche Möglichkeit, Niederschwelligkeit. Wissen um die Möglichkeiten. Zeit, die ich mir nehmen konnte.

Und gegeben hat es mir eine sonst nicht möglich gewesene andauernde Leichtigkeit, Abstand von der Position, die ich in der Gesellschaft einnehme, dem Funktionieren, der Entfremdung.

Rund um, es ist egal was es mir persönlich gegeben hat, das mag bei allen anders aussehen, allerdings sprechen wir von einer mehrheitlich angenommenen Wahrheit, dass Naturerlebnisse eine heilsame Wirkung auf alles, was sich Innerlich abspielt, haben können.

Umso mehr und auch seit einer wissenschaftlichen Arbeit über die Auswirkungen von Mensch-Natur-Beziehungen, beschäftige ich mich mit der Frage:

Wie zugänglich ist eigentlich Natur?

Und weiter:

Braucht man Ressourcen, Zeit, Geld?

Welche Auswahl an Möglichkeiten haben Menschen, deren körperlicher Umstand es erschwert, Zeit in einem Nationalpark zu verbringen, um ihre Beziehung zur Natur auszukosten?

Ist es möglich, dass alle eine faire Chance bekommen, sich in ihrer inhärenten Verbundenheit zur Natur zu begreifen?

Ich finde es wichtig sich solche Fragen zu stellen, wenn man mit der Gestaltung und Vermittlung von Naturerlebnissen beauftragt ist. Wahrscheinlich finden sich manchmal sehr einfache und manchmal keine Antworten.

Jetzt frage ich mich: Ist meine Auseinandersetzung überzogen? Oder naiv?

Aber ist es nicht so, dass Infrastrukturen immer mehr Raum einnehmen, das Wildtiere und Bäume, die keinen anthropogenen Zweck erfüllen, zurückgedrängt werden? Wie rar sind doch unserorts die Räume, an denen die Hierarchie zwischen Mensch und Natur in Umkehr steht.

Und sollten die wenigen Schnittstellen von Natur und Mensch, die Begegnungszonen, nicht ein Ort für *alle* sein?

Dieser Text klagt nicht an - Ich möchte nur ein Wort verlieren.

Ich maße mir auch nicht an für jemanden zu sprechen, dessen Leben ich nicht gelebt habe, und schon gar nicht will ich pauschalisieren.

Dies ist ein Plädoye für Achtsamkeit und das Bestreben nach empathischen Entscheidungen, für den Abbau von Barrieren, das Einnehmen von Perspektiven und eine Einladung und Ermunterung an alle, sich mit ihrer eigenen Beziehung zur Natur auseinander zu setzen.

Danke für die Möglichkeit <3